

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1852) Unterhaltungsblatt

63 (8.8.1852)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 8. August 1852.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandecker.

Nro. 63.

Friedrich von Zollern.

(Fortsetzung.)

12.

Es war nur wenige Tage nach dem Ueberfall in Rottweil, der so unglücklich und glücklich zugleich für den Grafen von Zollern geendigt hatte, da meldete das Schmetterlein der Trompete abermals einen Herold. Doch war derselbe diesmal nicht ohne ansehnliches Gefolge; auch begehrte er nicht ein Zwiesgespräch mit dem Grafen von Zollern selbst, sondern mit seinem getreuen Freunde, dem Ritter von Stauffeneck.

Der von Tritschler befand sich eben bei dem Grafen, als der dienstthuende Wachoffizier die Botschaft meldete.

„Die Herren unten sind doch nicht so gut von unserer Lage unterrichtet,“ sagte der Graf, „als ich glaube, sonst verlangten sie nicht nach dem Stauffeneck. Oder sollte es eine Kriegslist seyn?“

„Gewiß haben sie ihn aufgefangen,“ erwiderte der von Tritschler, „oder,“ setzte er langsam und lauernd hinzu, „ist er zu ihnen übergegangen und sie wollen uns nun durch diese Botschaft täuschen.“

Der Graf schaute seinen geheimen Rath lange an, ohne ein Wort zu sprechen; der von Tritschler aber konnte den Blick nicht aushalten, sondern schlug die Augen zu Boden.

„Sprecht mir nicht mehr also,“ sagte endlich der Dettinger kalt und ruhig; „es möchte sonst leicht der Argwohn auf Euch selbst zurückfallen. Der Stauffeneck ist kein Verräther, und böse man ihm auch einen Platz im Himmel dafür. Doch wir wollen sehen, was die Botschaft bedeutet. Geht dem Herold entgegen, aber hütet Euch wohl, mit Miene oder Wort zu verrathen, daß unser Freund nicht in den Mauern der Burg Zollern weilt.“

Der von Tritschler gehorchte stillschweigend, und ebenfalls mit einem ansehnlichen Gefolge gieng er zur äußersten Ringmauer, wo der Herold hielt. Es war dieß derselbe, der schon einmal als Botschafter der Belagerer die Burg betreten hatte. Doch schien er diesmal nur eine untergeordnete Rolle zu spielen, denn alsobald trat ein von Kopf bis zu Fuß gepanzerter Rittersmann vor, der jedoch das Visier hinaufgezogen hatte. Es war der Ritter von Geroldseck.

„Was begehrt Ihr, Herr Ritter?“ fragte der von Tritschler, der den Geroldseck augenblicklich erkannte. Aber auch umgekehrt war diesem der von Tritschler wohl bekannt.

„Nicht an Euch habe ich eine Botschaft,“ erwiderte er kurz; „und ich dünkte, der Herold hätte den Namen dessen genannt, den ich zu sprechen suche.“

„Er hat es,“ sprach der von Tritschler freundlich und zuvorkommend, „und nur der Umstand, daß mein Freund und Waffenbruder, der Ritter von Stauffeneck, einer kleinen Wunde halber genöthigt ist, die vier Pfähle zu hüten, hielt ihn ab, Euch selbst entgegenzukommen. Aber sprecht ohne Rückhalt. Hat doch der Stauffeneck mir in treuer Freundschaft noch Wichtigeres anvertraut, als Eure Botschaft besagen mag!“

Der von Geroldseck besann sich eine Weile. „Ich habe mein Ritterwort zum Pfand gegeben, dem Stauffeneck das mir anvertraute Gut selbst zu überbringen,“ sagte er endlich, „könnt Ihr mir einen Beweis geben, daß er Euch als seinen Stellvertreter gesandt?“

„Ich gebe Euch das Wort eines Christen und Ritters,“ erwiderte der von Tritschler fast mit Würde. „Ich dünkte, wenn der Graf von Dettingen und Zollern seinen Vertrauten nennt, wen der Ritter von Stauffeneck an seiner Statt sandte, dem könntet Ihr ohne Weiteres vertrauen.“

Der von Geroldseck zog aus seinem Brustharnisch eine kleine Kapsel hervor und übergab sie dem von Tritschler.

„Nehmt sie,“ sagte er, „und Euer Wort darauf, daß Ihr sonder Gefährte überliefert, was ich Euch anvertraut. Habe ich doch schon viele Tage her den Stauffeneck auf dem Schlachtfeld gesucht und nicht finden können, um selbst die Botschaft, und war's auch auf der Spitze meines Schwertes, überbringen zu können, aber nun weiß ich, warum ich ihn nicht traf!“

Mit diesen Worten nahm er Abschied und wandte sich mit seinem Gefolge den Berg hinab. Auch der von Tritschler kehrte in die Ringmauer zurück, doch nicht ohne daß einige seiner Begleiter bemerkt hätten, wie er mit dem Herold einige Blicke gewechselt, die fast auf nähere Bekanntschaft schließen ließen. Das aber hatten sie nicht bemerkt, wie der Herold beim Umdrehen ein Steinchen oder dem Aehnliches aufhob, das der von Tritschler hatte fallen lassen. — Letzterer ließ sein Gefolge vorausgehen und betrachtete die überkommene Kapsel von allen Seiten. Endlich fand er den Drücker und in die Augen sprang ihm das Bild einer schönen Jungfrau, in der er augenblicklich Adalbertha von Riedern erkannte. Mehr aber fesselte seine Aufmerksamkeit der kleine Pergamentstreifen, der unterhalb der Kapseldecke verborgen war. Es stand nichts darauf, als die Worte: „Des Grafen Abgesandter ist sein Verräther.“

„Hal das gilt mir,“ sagte er hochaufathmend.

Schnell sah er sich um, ob ihn nicht Jemand bemerkte, und schnell den Streifen zusammenwickelnd verschluckte er ihn.

„Nun sucht ihn und findet ihn,“ sprach er abermals böse lächelnd zu sich selbst. „Aber das Verderben soll über euch selbst hereinbrechen, da ihr mich zu verderben glaubtet.“

Hastig eilte er zu dem Grafen von Zollern, hastig übergab er ihm die Kapsel, die er wieder sorgfältig geschlossen hatte.

Abermals ward dieselbe geöffnet, und auch der Graf von Zollern erkannte das Fräulein.

Lange schaute der Graf auf das schöne Bild. „So steht's um Dich, mein Junge,“ sagte er endlich mit einem schwermüthigen Lächeln. „Armer Dursche, du wirst sie nie erhalten, die Hand der Freundin meiner ärgsten Feindin.“

Der von Tritschler sprach kein Wort.

Am Abende desselben Tages war es auf der Beste Zollern bald als gewöhnlich stille geworden. Die Kriegsknechte, ermüdet von den Kämpfen der vergangenen Tage und dem langen und vielen Wachen, hatten sich schon bald auf ihr Lager geworfen.

Auch die Wachen, die ausgestellt waren, schienen schläfrig zu seyn, und hätten wohl lieber auf ihrem Lager geträumt, statt dem eben aufgehenden Monde ins bleiche Antlitz zu schauen. Nur der Graf von Zollern war wie immer munter und machte noch spät, nur von dem von Tritschler begleitet, die Runde.

„Ihr habt Unrecht,“ sagte der Graf, als sie im äußersten Kreise der letzten Ringmauern herumwanderten, um zu sehen, ob

alle Wachen auf ihren Posten seien; „der Markgraf von Baden wird mir seine Hülfe nicht versagen, wenn auch die von Geroldssee und Sulz ehrvergeffen genug wären, mich jetzt zu verlassen, da ich in der Noth bin.“

„Wie wollt Ihr aber,“ erwiderte der von Tritschler, „das lange Ausbleiben des Ritters von Stauffeneck damit zusammenreimen? Ich weiß, Ihr seid sein besonderer Gönner und mein treuer Rath ist in Euern Augen nichts, als Scheelsucht und Mißtrauen. Und doch, sollte Euch — der heutige Tag nicht eines andern belehrt haben?“

„Was ist es weiter,“ erwiderte der Graf, „als eine Liebesbohschaft? Der Junge hat das Mädchen liebgewonnen während seiner Gefangenschaft, und da sie ihn viele Wochen nicht gesehen, so schickt sie ihm ihr Bild, daß er sie nicht vergeisse. Wie haben schon solcher Narrheiten mehr erlebt,“ setzte er lächelnd hinzu.

„Und das bedenkt Ihr nicht,“ warf der von Tritschler ein, „daß ohne Wissen und Willen der Gräfin von Württemberg keine Botschaft an uns gelangen kann? Das bedenkt Ihr nicht, daß der junge Geroldssee die Sache für wichtig genug hielt, selbst das — Liebespfand, wie Ihr es nennt, zu überbringen? Das bedenkt Ihr nicht, daß Adalbertha von Niedern die vertrauteste Dame am Hofe der Württembergerin ist? Ja jetzt glaube ich auch nicht mehr, daß sie den Stauffeneck aufgefangen haben, aber in Verbindung steht er mit ihnen, in geheimer verrätherischer Verbindung, und das Gemälde sollte der stille Mahner seyn an das, was er insgeheim versprochen.“

Die Hitze des Gesprächs hatte den von Tritschler vielleicht weiter geführt, als er anfangs wollte. Der Graf von Zollern sah ihn lange und fast durchdringend an. „Man sagt,“ murmelte er endlich wie für sich, „daß nur der Schlechte Schlechtes vom Andern vermüthet.“ Doch schnell schüttelte er den Gedanken ab, ehe er festere Wurzel faßte. „Lästert mir den Stauffeneck nicht,“ sagte er nach einer Pause laut und ruhig, aber in ernstem Tone: „der Junge ist mehr werth, als hundert meiner Vasallen. Auch möchte ich,“ fuhr er fast spöttisch fort, „Euch nicht rathen, einen derartigen Gedanken in seiner Gegenwart laut werden zu lassen. Es könnte Euch sonst übel bekommen, denn,“ lachte er, „das Fechten ist gerade nicht Eure stärkste Seite. Doch halt!“ rief er, plötzlich durch ein Geräusch aufmerksam gemacht, „hört Ihr nichts?“

Der von Tritschler verneinte, aber der Graf lauschte aufmerksam. „Bei Gott,“ sagte er leise, den von Tritschler zum Stillstehen nöthigend; „ich höre etwas.“ Seine Augen suchten den ganzen Kreis vor ihm zu durchdringen. Jetzt fanden sie einen Haltspunkt. „Seht Ihr?“ fuhr er eben so leise, doch heftig fort. „Dort im Schatten, an dem linken Ausfallpfortlein? Bei der heiligen Jungfrau, es sind Geharnischte, die die Mauern übersteigen!“ „Wer da?“ rief er laut, und näherte sich rasch dem Punkte, sein Schwert ziehend.

„Mein Gott, Herr Graf,“ bat der von Tritschler, „es sind ihrer Viele und Ihr seid nicht geharnischt.“ Aber der von Zollern hörte ihn nicht, obgleich er nur sein Schwert umgürtet hatte. „Mir nach!“ rief er noch lauter, und wie der Blitz stand seine hohe Gestalt unter den Männern, die so eben die äußerste Ringmauer überstiegen hatten. Ein Ruck, die Leiter war umgeworfen und den Eingestiegenen alle Hoffnung zum Rückzug über die Mauer abgeschnitten. Es waren ihrer zehn oder zwölf, und augenscheinlich hatte sie der plötzliche Ueberfall in die größte Verwirrung gebracht. Doch bald sahen sie, daß nur ein einzelner Mann ihnen gegenüberstand, denn der von Tritschler war feige entflohen.

„Es ist der Graf selbst,“ flüsterte einer von ihnen und alsbald drangen alle auf ihn ein. Der ungleiche Kampf wäre wohl bald zu Ende gekommen, wenn sich nicht der Graf an die Mauer gelehnt und so den Rücken frei gemacht hätte. Auch

war er als einer der tapfersten und stärksten Ritter seiner Zeit bekannt, und hätte er seine Rüstung gehabt, so mochten auch ein Duzend solcher Gesellen weiter ihm keine Angst gemacht haben. Aber auch jetzt neigte sich der Streit keineswegs zum Vortheil der Angreifenden; denn so groß ihre Uebersahl war, so war es ihnen eben deswegen unmöglich, alle zumal gegen den tapfern Ritter zu kämpfen, und dieser wußte sich mit einer solchen Gewandtheit, mit einer solchen Stärke zu vertheidigen, daß in einigen Sekunden mehrere der Angreifenden tödlich getroffen auf dem Boden lagen. Der Graf selbst war unverwundet.

„Ergibt euch, feige Schurken,“ rief er jetzt, seinen Vortheil wahrnehmend, denn so eben trat der Mond hinter einer Wolke hervor und beleuchtete den Kampfplatz.

„Wir sind des Todes,“ rief einer der Angreifenden, welcher der Anführer zu seyn schien, „so wir ihn nicht zu Falle bringen. Stecht nach der Brust, er ist ohne Harnisch.“

„Ha, Glender!“ schrie Graf Friedrich, an der Stimme den Herold erkennend. „Hast Du Dir den Eingang in meine Beste so gut gemerkt, daß Du mir noch einen zweiten Besuch zudachtest? Du wenigstens sollst mir nicht entkommen.“

Er führte einen tödlichen Stoß nach ihm, und schwer getroffen sank derselbe zu Boden. Mit dem Falle ihres Anführers sahen die Uebrigen ihre Sache für verloren an, und streckten die Waffen. Es waren ihrer aber nur Wenige, denn die Hälfte lag sterbend auf dem Rasen.

„Gnade! Gnade!“ flehte der Herold. „Schenkt mir das Leben, und ich will Euch ein schrecklich Geheimniß anvertrauen.“

„Du willst noch unterhandeln, Schurke,“ rief der Graf wüthend. „Bindet ihn,“ herrschte er den Andern zu.

Doch der Feige warf sich dem Grafen zu Füßen und umfaßte seine Knie. „Ihr habt einen Verräther in Eurer Beste,“ rief er verzweifelt mit geflügelten Worten. „Ein furchtbarer Eid bindet meine Zunge, aber es ist Einer, der Euch nahe steht, vielleicht am nächsten von Allen. Heute Morgen gab er mir das Zeichen, daß wir heute Nacht eindringen sollten. Er wollte nicht ferne seyn, sich von uns überwältigen lassen, daß wir ihm die Schlüssel abnähmen und die Thore öffnen für die Belagerer. Ich weiß nicht, ist er an uns, wie an Euch, zum Verräther geworden, oder hat ihn ein Zufall verhindert, sein Vorhaben auszuführen. Aber nun ich Euch Alles gesagt, so schenkt mir das Leben.“ Noch immer kniete der Glende vor dem Grafen, als sich in schnellen Schritten Bewaffnete näherten. Die Wachen, die den Tumult des Kampfes gehört, hatten Lärm gemacht, und auch der von Tritschler, da er die ganze Besatzung auf den Weinen fand, trieb zur Eile, den Grafen von Zollern zu retten. Fast ohne Athem, den Nachrückenden weit voraus eilend, kam er auf dem Kampfplatz an.

„Gott sei gedankt, Ihr lebt,“ rief er, wie hoch entzückt, als er den Grafen erblickte. „Ich fürchtete schon das Uergste.“

„Eure Schuld wenigstens ist es nicht, wenn ich nicht unter den Todten bin,“ erwiderte der Graf kalt.

„Ich eilte, Euch Hülfe zu bringen,“ versicherte eifrig der von Tritschler, doch der Graf gab keine Antwort.

„Wer hatte die Wache an diesem Pfortchen,“ fragte er streng.

Der Name des Soldners wurde genannt, und sogleich dieser selbst vorgerufen. Der Bursche zitterte. Er sah den von Tritschler an, aber sprach kein Wort.

„Hängt ihn an den nächsten Baum auf,“ herrschte der Graf weiter, und der von Tritschler wagte wieder freier zu blicken, als dem Befehl alsobald Folge geleistet wurde.

„Die Schlüssel zum Pfortchen!“ befahl wiederum der Graf. „Schafft die Leichen hier hinaus, daß sie die Ihrigen holen können, und dem feigen Gesellen da gebt einen Tritt und jagt die Andern hindendrein, sie sind des Stricks nicht werth, sonst hätten sie nicht, ein Duzend stark, einen Einzelnen um Gnade gefleht.“

„Wie?“ rief jetzt der von Tritschler. „Ihr wollt den Meuchelmördern das Leben schenken? Das sei ferne. Euer Leben war in Gefahr und für diese Frevelthat sollen sie büßen.“

„Hei,“ rief fast laut einer der Knechte, der einer der ersten auf dem Plage angelangt war; „dem gestrengen Herrn Ritter wäre wohl mit dem Tode der Burschen da gedient? Die Todten freilich schwagen nichts aus.“

„Was soll das?“ herrschte der Graf von Zollern, der die Worte nur halb vernommen. „Lasset die Elenden laufen, daß sie der Mömpelgarderin erzählen, wie der Dettinger seine Feinde behandelt, wenn sie zu Verrath ihre Zuflucht nehmen.“

„Wie Ihr befehlt, gnädigster Herr,“ erwiderte der Kriegsknecht, während die Befehle des Grafen vollzogen und die Soldner der Gräfin Henriette mit Schmach zum Thore hinausgestoßen wurden; „aber ich meine nur,“ flüsterte er leise, „wenn alle Verräther gestäubt werden sollten, so müßte man weiter oben anfangen.“

Der Graf schien nicht weiter darauf zu hören; bald war die Ruhe wieder hergestellt, und auf dem Schlosse Zollern hörte man die übrige Nacht hindurch nichts mehr, als den schweren Tritt der auf und abgehenden Wachen und ihren Zuruf zur Stunde der Ablösung. Doch blieb auch sonst noch manches Auge wach, denn die Soldner sprachen manch schweres Wort über den von Tritschler, dem Niemand auf der Burg mehr wohl wollte. Aber Alle waren einig im Lobe der Tapferkeit und des Edelmuthes des Grafen Friedrich, ihres Herrn und Befehlshabers, und nie war die Begeisterung für ihn größer, als eben jetzt. Er selbst hatte sich in sein innerstes Gemach zurückgezogen, aber nicht um der Ruhe zu pflegen, denn bis an den frühen Morgen gieng er bald schneller bald wieder langsamer auf und ab und sahien vielerlei zu überlegen.

„Nein,“ sprach er endlich halblaut, „es kann nicht seyn, es ist elende Verläumdung. Ich habe ihn wie meinen Bruder gehalten, er ist mit mir groß gezogen, er ist der Erste in meinem Rath, es kann nicht seyn, es ist kein Verräther. Wie könnte ich auch dem Gerede eines elenden Feiglings trauen? Fort mit den schlimmen Gedanken, sie kommen von der Hölle; will ich nicht zu Grunde gehen, muß Einigkeit in meiner Feste herrschen.“

Er öffnete das Fenster. Die frische Lust kühlte seine erhitzten Wangen, und bald war wieder Heiterkeit in sein Gemüth eingezogen. (Fortsetzung folgt.)

Ueber Thiere und deren Mißhandlung.

Der weise Schöpfer hat den Thieren das Vermögen gegeben, Angenehmes und Unangenehmes, Gutes und Böses, was ihnen widerfährt, zu fühlen, sich darüber zu freuen oder zu betrüben. Fast alle haben, wie die Menschen, fünf Sinne und gewisse Seelenkräfte, in deren Folge manche Arten derselben eine auffallend kluge Thätigkeit und Geschäftigkeit entwickeln.

Bei manchen Thieren ist das eine oder das andere Sinneswerkzeug feiner, ausgebildeter, als bei den Menschen. Der Adler kann bekanntlich weiter und besser sehen; der Hund hat feineren, schärferen Geruch; Laubfrösche, Spinnen und Blutegel können vermöge einer eigenthümlichen Vorempfindung den Witterungswechsel zum Voraus andeuten. — Aber auch die Seeleneigenschaften mancher Thiere, wie z. B. die Liebe, Treue, Geduld und Klugheit der Hunde, Pferde und Wandervogel, der Fleiß, die Geschicklichkeit und Ordnungsliebe der Ameisen, Bienen und Biber, die Reinlichkeit der Katzen, die Geduld und Sanftmuth der Schafe u. geben dem denkenden Menschen vielen Stoff zur Bewunderung. Höchst merkwürdig ist besonders, was ein aufmerksamer Beobachter (Siegfried von Juccalmaglio, der am Rheine in einem von Teichen umgebenen Schlosse wohnt) von den Wasserhühnern erzählt: „Diese in strengster Ehe lebenden Thiere bauen im Frühjahr Nest und brüten. Wenn die Jungen erscheinen, füttern sie dieselben und unterrichten sie in

allem, was zu ihrer Selbsterhaltung und Sicherheit nothwendig ist. Sind die Jungen von der ersten Brut selbstständig geworden, so bereiten sich die Alten zu einer neuen Brut. Ihre Jungen bleiben spielend und Kräfte sammelnd in der Nähe des Nestes, um, sobald die zweite Brut ausgekrochen, dieselbe als Pflegeeltern zu übernehmen, und sie unter den Augen der Eltern im Schwimmen, Kriechen, Klettern und Tauchen zu unterrichten, während deren Eltern noch die dritte Brut vornehmen.“

Wie mancher undankbare, treulose, grausame Mensch wird durch das Mitleiden, die Treue, die dankbare Anhänglichkeit der Thiere beschämt! Kein Thier ist gleichgültig gegen die Leiden eines andern Thiers derselben Gattung; kein Pferd tritt, wo es vermieden werden kann, auf ein lebendiges Geschöpf. Wie oft verursacht aber der Mensch dem Thiere ohne Noth, aus Leichtsinne oder Uebermuth, Leiden und Schmerzen! Wehe dem armen Thiere, wenn es dann einmal zur Nothwehr greift und seinen Peiniger beißt oder schlägt! Es hat nichts gethan, als wozu es die Umstände trieben, und doch wird es nicht selten dafür unbarmherzig gestraft.

Wie viele Thiere müssen durch gewissenlose Behandlung ihrer Wärter, Käufer und Verkäufer entsetzlich Vieles dulden und leiden! Stunden und Tage lang müssen sie in Körben, auf Karren, auf und vor Wagen bei Hitze und Kälte hungern, dürsten und frieren. Es ist ein bedauernswerther Anblick, zu sehen, wie das Zugvieh (auch Hunde) oft mitleidslos durch Liebe, Stöße u. dgl. zum Ziehen schwerer Lasten über Kräfte angetrieben werden. Nicht zu gedenken des Unfugs, der von Seite der Kinder durch Mißhandlung junger Thiere, besonders kleiner Hunde und Katzen, durch Ausnehmen und Zerstoren der Vogelnester, durch das Fangen der Schmetterlinge und Käfer getrieben wird.

Kinder, welche leichtsinnig und unbarmherzig unschuldige Thiere verfolgen, quälen, martern oder tödten, verrathen kein gutes Herz, sie werden früher oder später nur zu oft Haustyrannen, Menschenquäler, oder wohl gar Mörder. Dieß ist eine Wahrheit, die sich leider zu oft im Leben bestätigt findet.

Nicht ohne Grund haben sich in neuerer Zeit in vielen Städten des In- und Auslandes Vereine gegen Thierquälerei gebildet. In einigen Staaten sind sogar schon Strafgesetze gegen Mißhandlung der Thiere erschienen. Möchten sie auch streng beachtet und vollzogen werden! Da jedoch in dieser Hinsicht mehr durch eine vernünftige Erziehung, durch Belehrung, Ermahnung und Warnung bewirkt werden kann: so sind in letzterer Zeit von mehreren einsichtsvollen Regierungen wohlmeinende Erinnerungen an die Lehrer ergangen, über das dießfällige Verhalten ihrer Schüler zu wachen, und durch Anregung und Pflege des Mitgeföhls der verabscheuungswürdigen Thierquälerei vorzubeugen. Pflichttreue Lehrer haben schon ohne Aufforderung von Oben in dieser Hinsicht längst das Ihrige gethan, wofür die Schüler zeugen werden, und manches gewichtige Wort ist auch schon in öffentlichen Blättern, so namentlich auch im Schwarzwälder Boten, gegen die Mißhandlung der Thiere gesprochen, aber wie wenig beherzigt worden! Die Stimmen verhallen in der Wüste, und die Thiere werden vor wie nach von Jung und Alt mit kalter Grausamkeit und Gleichgültigkeit gequält und gemartert. Wohl zu beherzigen ist hier die Meinung des scharfsinnigen Rechtslehrers Hammel, wenn er sagt: „Dem geringsten Wurm ohne Ursache das Leben nehmen, ist nicht weniger Sünde gegen den Schöpfer, als im Jähzorn einen Menschen, der uns beleidiget oder geschadet hat, zu tödten.“

Die Thiere sind in so viel- und mannigfacher Beziehung nützlich und nothwendig, daß sich jeder verständige Mensch veranlaßt finden sollte, zur Linderung und Verminderung der vielfachen, unsäglichen Leiden, denen sie in und außer dem Hause bald mehr, bald weniger ausgesetzt sind, nach allen Kräften beizutragen. „Der Gerechte erbarmet sich auch des Viehes, aber der Gottlose ist der Tyrann desselben.“

Eltern und Lehrer sollten besonders ein wachsames Auge über ihre Pflegebefohlenen haben, und durch Lehre und Beispiel dahin zu wirken suchen, daß die Kinder schon frühe die Thiere als Gegenstände der Allmacht und Güte Gottes ansehen, und als empfindende Wesen achten und schonen lernen, namentlich auch diejenigen Thiere, denen der Schöpfer die Stimme versagt hat, wodurch andere das Mitleiden erregen können.

Einmal gewohnt, alle Mitgeschöpfe als Denkmäler der Weisheit Gottes, als Gegenstände des Nutzens und Vergnügens zu betrachten, werden sie in reifern Jahren schwerlich das Vieh über die Kräfte anstrengen, noch weniger leichtsinnig quälen und martern. Wer sich des schutzlosen Thieres erbarmt, der wird gewiß sich auch seiner Mitmenschen liebend erbarmen. Edle Gefühle werden an die Stelle der Unempfindlichkeit treten und die Zahl der guten, liebe- und gefühlvollen Menschen wird dadurch nach und nach vermehrt werden.

Einsender dieses nicht von ihm verfaßten Aufsatzes möchte im Interesse des obigen Gegenstandes allen denkenden Lehrern E. A. Rossmäßler's Volksbuch: Der Mensch im Spie-

gel der Natur, angelegentlich empfehlen, gewiß würden sie eine andere, eine mehr geläuterte und höhere Ansicht von der Schöpfung erhalten, als sie vielleicht bisher hatten. Das Werkchen zählt bis jetzt 4 Bändchen je zu 54 fr. St.

Selbstlob des Bleistiftes.

Ich bin zwar schmal und dünn gebaut,
Doch wer nur auf sich selbst vertraut,
Der macht sein Glück und wird sodann
Gewiß ein angesehen'ner Mann.

Die Feder stammt von einer Gans,
Indeß ich angefüllt mit Glanz;
Ich stamm direct, beseh't mich nur,
Aus den drei Reichern der Natur.

Von Cedernholz ist rings mein Kleid,
In welches Blei man eingestreut,
Zuletzt, ich hätt' es nie geräumt,
Hat mich das Thierreich noch — geleimt.

In mir drei Reiche, 's ist kein Spaß!
Drum trag' ich auch so hoch die Naß!
Man mach' darüber keinen Witz,
Denn ich bin öfters auch sehr spiz.

Ein Landmann nach dem Gewitterschaden am 18. Juli 1852.

Doll Lust ließ ich mein Auge schweifen
Hin über's gold'ne Saatfeld;
Das war ein Sprossen, war ein Reifen,
Der Fülle anmuthsvolles Bild!
Es zeigten sich in üpp'gen Aehren
Der edle Waizen und das Korn;
Natur, um Alle zu ernähren,
Gieß aus des Ueberflusses Horn.
Wie breitete der reichste Segen
Sich vor des Schauers Blicken aus!
Ich wollte Hand an's Werk schon legen,
Zu leiten ihn in's leere Haus.
Schon setzte, froh der reichsten Beute,
Der Schnitter seine Sichel an,

Da, beim Beginn der Centefreude,
Mußt' pßzlich der Verderber nah'n.
Es zogen Wolken sich zusammen
Hoch über unfrem stillen Thal;
Der Donner dröhnt, die Blitze flammen,
Das Dunkel hellt allein ihr Strahl.
Des Sturmes grauenvolles Wüthen,
Des eif'gen Hagels scharfer Schlag
Zerknickten schnell der Hoffnung Blüthen,
Der Tag, er ward ein Unglückstag.
Nun blick' ich Armer träben Sinnes
Die frühern Segensräume an,
Und statt des köstlichen Gewinnes
Seh' ich den Mangel wieder nah'n.

Mir gelten keine Schnitterlieder
Und meine Scheuern bleiben leer;
Dies stürzt das Schicksal mich darnieder,
Ja, seine Hand bedrängt mich schwer.
Doch weiß ich in der Noth' und Ferne
Biel Fluren, die der Sturm verschont,
Und Menschen auch im Glück, die gerne
Da helfen, wo das Unglück thront.
Sie retten uns vom Untergehen,
Und ist ihr Wirken auch nicht laut,
Dem Auge wird es nicht entgehen,
Das von den Sternen niederschaut.

L. Hub.

Miscellen.

- × Regen und Sonnenschein wecken die Keime, aber sie können sie nicht schaffen.
- × Demuth kennt eben so wenig ihre Kraft, als Hochmuth seine Schwäche.
- × Es gibt nur einen Weg zum Glück: es ist der der geistigen Erhebung.
- × Das großartigste Waisenhaus in der Welt befindet sich in Philadelphia, wo es 1848 eröffnet wurde, und zwar nach einer Stiftung des reichen Banquier Girard, der beinahe 3 Millionen Thaler dafür anwies. Sieben Häuser von weißem Marmor, wovon das Hauptgebäude eine Copie des Parthenon ist, enthalten die Anstalt, die mit verschwenderischer Pracht ausgestattet ist. Die Hörsäle würde ein Fürst als Empfangszimmer benutzen können. Es werden 300 elternlose Kinder darin bis zum 18. Jahre in „anständiger, vernünftiger, bürgerlicher Weise“ erzogen, um sie für Landwirtschaft, Schiffahrt, Künste, mechanische Gewerbe und Manufakturen zu befähigen. Nach einer ausdrücklichen Bestimmung des Gründers ist jedem Geistlichen der Zutritt zu der Stiftung untersagt; nicht einmal zum Besuche wird ein solcher zugelassen.

Maritätenkästlein.

- In Wien ist der Gebrauch, daß bei vornehmen Schmausereien der Wirth einem Jeden seiner Gäste ein Verzeichniß der verschiedenen, zum Gastmahle bestimmten Weine unter den Teller legen läßt, um ihm dadurch die Wahl zu erleichtern. Herr

von Bussy, der sich nur kurze Zeit in Wien aufhalten konnte, wollte, als er tracticirte, diese Art des Luxus lächerlich machen und legte unter die Bedeckte Listen mit außerordentlich viel Weinen, so daß außer dem Rhein- und FranzWeine fast kein Wein darauf fehlte. Mehre Gäste erstaunten bei dem Anblick dieser langen Reihe der kostbarsten Weine und gaben dem Wirth ihre Bewunderung darüber zu erkennen. „Lesen Sie nur die Ueberschrift, meine Herren“, sagte dieser. Diese aber lautete: „Verzeichniß der Weine, die ich nicht habe.“

○ Scherzfrage. Warum ist der Kaffee ein ächter Orientale?

„Hm! Inga avat qun 'py 123 23 'ja o a u n“

Somonyme.

Von Holz bin ich, mit Seilerarbeit dran,
Der Weber gibt mir meine größte Zierde
Und mancher ohne mich nicht reisen kann,
Schnell förd're ich die schwerste Bürde.

Im Frieden diene ich, so wie im Kriege;
Wenn mich der Feind verdirbt, so ist er bald am Siege.

Von Wurzeln bin ich, auch wohl von Getreide,
Von Bäumen stamm' ich, auch von Hülsenfrucht
Und fülle manches Eingeweide
Von Thieren, die man fett zu machen sucht.

Auflösung der Charade in No. 62:

M o r g e n l a n d.